

Eingelegt

Schwacher Nachzügler

Vier Jahre nachdem Oliver Uschmann aus Berlin ins Ruhrgebiet zurück- und sein WG-Roman-Debüt „Hartmut und ich“ herauskam, gibt es nun auch Teil Eins der „HuI-Welt“ als Hörbuch (Patmos Verlag, 320 Minuten, 19,95 €) – als Nachzügler sozusagen. Das Hörbuch ist leider schwächer als jede Uschmann-Lesung. Der Schauspieler und gebürtige Bochumer Ingo Naujoks hat zwar auch schon Teil 3 (Wandelgermanen) und 4 (Murrp) eingelesen. Aber er klingt meistens wie Atze Schröder auf Valium, macht aus Hartmut einen prolligen Piraten und wird pathetisch, wenn dem Text eher trockenes Lesen gut tun würde. **no**

Texttreue: ○●●●●

Soundeffekte: ○○○○●

Anspruch: ○○○○●

Für: Hörer, die ständig die Lesungen von Uschmann verpassen

Starke Neuinszenierung

Die Abenteuer von Maulwurf, Wasserratte und Dachs liegen in vielen Regalen von Kindern, oder von denen, die mal welche waren. Nun gibt es Kenneth Grahames Klassiker „Der Wind in den Weiden“ auch als Hörspiel (DAV, 208 Minuten, 14,99 €). Der Schauspieler Jan-Gregor Kremp spricht den Maulwurf. Ein wenig furchteinflößend klingt die Wasserratte bei Stefan Kaminski. Doch die beste Stimme hat der Dachs: Reiner Schöne spricht schön tief und respektvoll, wie es sich für das weise Tier gehört. Und während im Hintergrund der Fluss plätschert, helfen die Freunde dem Kröterich, eine bessere Kröte zu werden. **mar**

Stimmen: ○●●●●

Pädagogischer Wert: ○○○●●

Nostalgie-Faktor: ●●●●●

Für: Liebhaber des Kinderbuchklassikers

Nicht von gestern

Eichmanns Ende

Rolf Potthoff

Die Schriftstellerin Hannah Arendt, die dem Zugriff des Hitler-Regimes nur durch ihre Flucht in die USA entkommen konnte, hatte Adolf Eichmann als „Hanswurst“ beschrieben, „gedankenlos“ und ohne jede Fantasie. Soweit sich sein Leben, das in der Familie eines Buchhalters für eine Straßengesellschaft in Solingen begann, zurückverfolgen lässt – er war immer „graue Maus“, auch noch im gläsernen Käfig beim großen Jerusalemer Prozess.

Akribisch und ohne erkennbare Anteilnahme führte Eichmann das Protokoll bei der Berliner Wannseekonferenz 1942, wo das Regime organisatorische Fragen der „Endlösung“ – der Vernichtung der Juden in Europa – klärte. Das „Metier“ war ihm vertraut: Er kannte die Konzentrationslager, er kannte die Methoden zur Massenermordung und er war bemüht, die Völkervernichtung zu „rationalisieren“. Das Jahrhundertverbrechen – eine Schreibtischtätigkeit.

Beinahe hätte Hitlers Mord-Bürokrat früh nach Kriegsende zur Rechenschaft gezogen werden können, er saß bereits in einem Internierungslager der USA. Und doch gelang Eichmann die Flucht, die ihn über mehrere Stationen 1950 nach Argentinien brachte. Als Ricardo Klement ist er untergetaucht.

Es geschieht in den späten 50er-Jahren, dass sich der Weg Eichmanns mit dem von Isser Harel kreuzt. Der ist Chef des israelischen Geheimdienstes Mossad, und ihm ist es gelungen, den meistgesuchten NS-Verbrecher aufzuspüren. Am 11. Mai 1960 ist es soweit, „Klements“ Ende fängt an.

Er arbeitet zu dieser Zeit bei Daimler Benz Argentinien im Werk González Catán und wohnt im Viertel San Fernando von Buenos Aires. Vor der Haustür sprechen ihn Mossad-Agenten mit „Eichmann“ an und er reagiert. Er wird überwältigt und wenig später per Flugzeug nach Israel entführt.

Am 11. April beginnt der Prozess, in dem ihm „Verbrechen gegen das jüdische Volk“ und „gegen die Menschheit“ zur Last gelegt werden. Bis zuletzt nennt sich Eichmann „unschuldig“, beruft sich auf Befehle. Und wie er da sitzt vor den Kameras aus vielen Ländern, fragt man sich, wie so ein „Hanswurst“ unfassbare Verbrechen mitverantwortet hat. Von der „Banalität des Bösen“ sprach Hannah Arendt. Am 31. Mai 1962 stirbt Eichmann durch den Strang.

Serie In geheimer Mission (3)



Adolf Eichmann während des Prozesses in Israel. Foto: afp

Denn sie wissen, was sie tun

Geschwungene Karossen aus den 50ern, Frisur gewordene Pomade und bezaubernde Petticoats.

„Hopped-Up“, ein wunderbarer Bildband, porträtiert die aktuelle Hot-Rod-Szene. Eine Zeitreise in die Gegenwart

Thomas Mader

Um das gleich klarzustellen, wir reden hier nicht von Schicki-Micki-Oldtimer-Treffen. Nicht von lackierten Gargenwagen, nicht von schicken Cabriosturmhäubchen und erst recht nicht vom Prosecco beim Après-Schaulauf. In der Hot-Rod-Szene dreht sich zwar alles um Oldtimer der 40er bis 50er Jahre, aber die sind am liebsten mattlackiert, oft fehlt die Motorhaube, um den Blick freizugeben auf den aufgemotzten Motor. Und wenn die wilden Jungs den aufröhren lassen, dann wird so viel Feinstaub produziert, dass man guten Gewissens von Dreck fressen reden kann. Ach ja, und gecampft wird neben der Rennbahn. Wir reden hier also von: Rock'n'Roll.

Die Szene in Bottrop

In den letzten Jahren hat sich diese Szene um Custom Cars (maßgefickelte Oldtimer) in Deutschland etabliert, man muss eigentlich von einem Lifestyle sprechen. Wer zum Beispiel das jährliche Treffen auf dem Flugplatz Schwarze Heide in Bottrop-Kirchhellen besucht, der wird sich modisch in die 40er und 50er Jahre versetzt fühlen: Schmalzrollen und Kotelettenwälder, Petticoatträume und Anzugsünden. Aber weil die Zeit dann doch nicht stehen geblieben ist, finden wir auch eine Menge Tattoos auf den Armen und Tribals (etwa geschwungene Flammen) auf den heißen Karren.

Diese Subkultur also hat der Berliner Fotograf David Biene fünf Jahre lang von innen beobachtet. Der Bildband „Hopped-Up“ (Onkel & Onkel, 240 S. und 2 Audio-CDs, 39,90 €) zeichnet mit seinen großformatigen, überwiegend in Schwarz-Weiß gehaltenen Fotos ein intimes Porträt der europäischen Szene.

Die Bilder entstanden überwiegend auf Festivals zwischen Spanien und Norwegen (eben auch in Bottrop), bei Werkstattbesuchen und auf Konzerten. Vertieft wird der Eindruck durch zahlreiche Interviews – allerdings ist der liebevoll zusammengestellte Band entsprechend dem internationalen Ansatz der Szene in Englisch gehalten. Komplettiert wird das Paket durch



Gemeinsam den Karren aus dem Dreck ziehen beim Bedrock-Festival in Dänemark.

Fotos: David Biene/www.david-biene.de

zwei Audio-CDs: Die erste ist mit der Soundatmosphäre eines Hot-Rod-Rennens bespielt, die zweite mit aktuellen Rockabilly Hits.

Keine Frage, dass eine solche Zeitreise analog fotografiert werden musste. Der 31-jährige Biene arbeitet als freier

Fotograf für Magazine wie Stern und Galore, aber auch für Musiklabels und Künstleragenturen. Entsprechend liegt sein Fokus neben dem automobilen Faszinosum auf den Charakteren, die ihre Rollen einer längst vergessenen geblauten Zeit entlehnten. Archetypen werden hier wiedergeboren wie der ölverschmierte Schrauber mit seinen Hosenträgern überm weißen Unterhemd. Der mit Pomade frisierte Rockabilly. Die Kaugummi kauernde Wasserstoffblondine. Der schwitzende Rhythm'n'Blues-Musiker.

Was ist ihre Motivation, sich so in Szene zu setzen? Die Liebe zur Musik, zum geschwun-

genen Blech, zum selbst geschraubten Motor, oft schon seit Jugendtagen, das sagen sie in den Interviews. Was sie von den üblichen Oldtimer-Treffen unterscheidet ist wohl die Wildheit und Echtheit, mit der hier gelebt wird. Man spürt dieses Lebensgefühl in den Fotos. Hier haben sich welche entschlossen, selbst in einem dieser alten Filme mitzuspielen, an der Seite von, sagen wir, James Dean. Auch wenn man die Zeit nicht so ganz austricksen kann. Denn heute wissen sie genau, was sie tun.

Der schwitzende Rhythm'n'Blues-Musiker. Was ist ihre Motivation, sich so in Szene zu setzen? Die Liebe zur Musik, zum geschwun-

genen Blech, zum selbst geschraubten Motor, oft schon seit Jugendtagen, das sagen sie in den Interviews. Was sie von den üblichen Oldtimer-Treffen unterscheidet ist wohl die Wildheit und Echtheit, mit der hier gelebt wird. Man spürt dieses Lebensgefühl in den Fotos. Hier haben sich welche entschlossen, selbst in einem dieser alten Filme mitzuspielen, an der Seite von, sagen wir, James Dean. Auch wenn man die Zeit nicht so ganz austricksen kann. Denn heute wissen sie genau, was sie tun.

ONLINE Mehr Bilder aus „Hopped-Up“ unter DerWesten.de/Wochenende



Julie beim Head-Banging-Treffen in Finsterwalde.

Gespentisch gut

Der Autor Colin Cotterill hat mit Laos einzigem Leichenbeschauer einen liebenswerten Charakter erschaffen, der seinesgleichen in der literarischen Ermittlerwelt sucht. Nun bekommt Dr. Siri seinen zweiten Fall

Liliane Zuuring

Ein außergewöhnlicher Krimi ist Cotterill mit dem zweiten Band um den sympathischen Dr. Siri aufs Neue gelungen. Suchtfaktor hat seine Erzählweise. Liebevoll und mit viel Witz beschreibt er das Leben des „staatlichen Leichenbeschauers wider Willen, verwirrten Sehers und enttäuschten Kommunisten in Personalunion“ in Laos, der sich hier mit zwei Toten auf einem Fahrrad, da mit offenbar von einem Bären zerfleichten Frauenleichen und dort mit

zwei verkohlten Hubschrauberpiloten und immer mit dem laotischen Regierungssystem auseinandersetzen muss. Dass er die Reinkarnation eines mächtigen Schamanen zu sein scheint, der vor über 1000 Jahren lebte, macht ihm zu schaffen, ihn aber nicht so demütig, dass er sich nicht der Staatsmacht gelegentlich auf sehr menschliche, geradezu kindische, aber nachvollziehbare Weise widersetzen würde.

Zwingend liebenswert ist dieser Charakter mit seinen

Marotten, der seinesgleichen in der literarischen Ermittlerwelt sucht. Als Assistenten stehen ihm die rundliche, um einen Spruch nie verlegene Schwester Dtui und Herr Gemung mit Down-Syndrom trefflich zur Seite. Auch sie sind mit Herzblut erschaffen von Cotterill. Böse wie Gute eint in der Geschichte die Hitze, dankbares Thema für jede Gesprächseröffnung oder für jedes Diskussionsende.

Der Ausflug in die Welt der Genossen und der Schamanen

ist vergnüglich, weil der in London geborene Cotterill, der länger in Laos lebte, entführt in eine fremde Welt, die sogleich vertraut wird. Mit Augenzwinkern bettet er die Kriminalgeschichte ein in die laotische Lebensweise, spinnt spannende Mordfälle und lässt in eine Welt blicken, in der zwischen Himmel und Erde eine Menge passiert.

Colin Cotterill, Dr. Siri sieht Gespenster, Manhattan-Verlag, 319 Seiten, 17,95 Euro

GEDICHT DER WOCHE

ideelle Szenerie

es ist hier niemand, den es stören könnte niemand allein, allein

wir haben Unordnung gemacht zu zwein, zu zwein

der Sommer seifenblasensatt und wir, ein Flüstern nur, verschütteten – es war ja Kinderkram, wer wollte es uns übel nehmen, wer

den alten Zustand wieder haben – schütteten den letzten Schimmer auf den Alltagsrasen

und schliefen ein. und schliefen ein

Marion Poschmann

Der Sommer seifenblasensatt

Hans Jansen

Ist nicht alles gesagt? Über das Leben und die Liebe und den Schmerz des Abschieds? Über die Zumutungen der Zivilisation und die Rätsel des Universums? Ja, es ist alles gesagt. Hundertmal, tausendfach. Und doch wird es immer wieder, muss es immer wieder neu gesagt werden.

Wie vielfältig und komplex, verstörend finster oder heiter erhellend die zeitgenössische Lyrik auf die Welt blickt, zeigt die Anthologie „Laute Verse“ (dtv, 14,90 €), die Thomas Geiger soeben vorgelegt hat. Vorgestellt werden 24 Autorinnen und Autoren, die sich seit der Wende Gehör verschaffen konnten. Die (wie stets in solchen Fällen subjektive) Auswahl reicht von „etablierten“ Namen wie Durs Grünbein und Silke Scheuer-

mann bis zu weniger bekannten, die sich gleichwohl als starke Talente ausweisen.

Schier unerschöpflich sind, im ewig jungen Spiel mit alten Formen, die Themenkreise. Die Last der toten Väter im Brennglas der Gegenwart, der Raubbau des Homo faber an der Natur, das gefährdete Ich im Spannungsnetz globaler Vernetzung – die beste aller möglichen Welten, sie findet im Echolot einer neuen Dichtergeneration ihren kritischen (oder affirmativen) Widerhall.

Jeder Autor ist im Schnitt mit zehn Gedichten vertreten und kommentiert eins davon. Das ermöglicht nicht nur einen Blick in die Werkstatt des Schreibens, es gibt auch Orientierungshilfe bei schwer zulegenden Texten. Marion Poschmanns „Geometrien der Melancholie“ zum Beispiel erschließen sich in ihrer ganzen

Tiefe erst durch die Assoziationskette der Motive, welche die 1969 in Essen geborene Autorin uns mit stupender Gelehrsamkeit an die Hand gibt.

Leichter dagegen für mich der Zugang zu Poschmanns zarter Impression „ideelle Szenerie“. Sie ruft Erinnerung an die eigene Kindheit wach. Ich sehe, wie zwei Kinder (oder sind sie schon erwachsen?) Seifenblasen zerstäuben auf sommerlicher Wiese. Die Seifenblase, deren transparent schillernde Pracht im Nu erlischt, wird zum Synonym für Desillusion und Vergänglichkeit. Ihr letzter Schimmer fällt auf den „Alltagsrasen“, ehe die Kinder einschlafen. Einen Augenblick aber haben sie ihre Illusion von Glückseligkeit gelebt – seifenblasensatt.

Das Gedicht fängt diesen Augenblick im sanften Sound eines Wiegenlieds auf.